



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Wir kehren zu dem am Anfang dieser Abhandlung geschriebnen Kennwort zurück und wiederholen, was wir schon gesagt haben: Rods Buch ist ein unehrliches Buch. Wir sind weit entfernt, zu behaupten, daß alles, was er am Menschen und Dichter Goethe auszusetzen hat, unrichtig und unberechtigt sei, und daß nicht vielmehr mancher der Punkte, in denen wir Rod bekämpft haben, strittig sei; aber gerade in der ausschließlich nach dem tadelnswerten und dem Schatten ausspähenden und dabei vor Entstellungen und Unterschiebungen nicht zurückschreckenden Kampfesweise Rods, in dem ängstlichen Bemühen, sich dem Lichte zu verschließen, das Goethes Geist ausstrahlt, liegt die Unehrlichkeit seines Angriffs, zeigt sich deutlich das Bestreben, Goethes Einfluß namentlich in Frankreich, wenn auch auf Kosten der Wahrheit, zurückzudämmen. Daß Rod damit Erfolg haben wird, befürchten wir nicht im geringsten, denn inmitten des Krähens der dem Dichter „ungeneigten“ Elstern, Krähen und Dohlen, wie Stolzing singt:

Auf da steigt  
Mit goldnem Flügelpaar  
Ein Vogel wunderbar:  
Sein strahlend hell Gefieder  
Licht in den Lüften blinkt;  
Schwebt selig hin und wieder —

und die Beckmesser, seien sie nun Stadtschreiber oder espritvolle Franzosen, haben noch niemals auf der Welt das letzte Wort behalten. Trotzdem erschien es uns hier nicht als nutzlos, bei ihrem Gröhlen einmal nach Art von Nürnbergs teurem Sachs mit einigen kräftigen Sohlenstreichen den Merker zu spielen.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Aus Schwaben. Das Ereignis der Woche ist für Württemberg natürlich die Abhaltung des sozialdemokratischen Parteitag in den Mauern der schwäbischen Residenz. Er begann Montag den 3. Oktober und schloß Samstag den 8. Oktober. Die Zahl der Delegierten der sozialdemokratischen Partei betrug 215, die aus 196 Wahlkreisen entsandt worden waren; dazu kamen noch 37 sozialdemokratische Abgeordnete des deutschen Reichstags, sowie einige Gäste: der Schweizer Greulich, die Österreicher Ellenbogen und Dasezinski, der Franzose Guesde, der schon 1890 auf dem ersten Tag nach dem Erlöschen des Ausnahmegesetzes in Halle im Namen der parti ouvrier von Frankreich die deutschen Genossen begrüßt hatte. Der Vorsitz wurde, wie bisher, dem Reichstagsabgeordneten Singer übertragen, der im vollen

Gefühl seiner Würde, äußerlich ein Typus des geheimen Kommerzienrats, wie er im Buche steht, sich zum größten Entzücken der „Genossen“ am Präsidialtisch niederließ. Die „Genossen“ waren von vornherein auch dadurch sehr angenehm berührt, daß die württembergische Eisenbahnverwaltung, die unter dem Freiherrn von Mittenacht als Verkehrsminister steht, dem Ortsauschuß einen Wartesaal erster Klasse zur Begrüßung der Gäste und zu ihrer leichtern Verteilung in die Quartiere eingeräumt hatte — in Preußen, hieß es allgemein, wäre so etwas rein unmöglich, und gar erst in Sachsen! Ferner hatte der sozialdemokratische Ortsverein in Stuttgart ein Festspiel vorbereitet, worin siebzehn Paare in der Tracht der siebzehn Reichstagswahlkreise auftraten und unter den schützenden Fittichen einer „Württembergia“ (wohl nach dem Vorbilde der Schauspielerin Momoro als *déesse raison* von Anno 1793) der Partei ihre Huldigung darbrachten. Vorläufig ist allerdings von allen siebzehn Kreisen erst einer, nämlich Stuttgart selbst, sozialdemokratisch vertreten; aber die „Genossen“ hoffen, daß das so lange gegen ihre Werbung äußerst spröde Land noch eine ihrer stärksten Burgen werden soll, wozu ihr Aufschwung von nicht 500 Stimmen auf 62 000 — ein Fünfstel der Gesamtzahl! — in vierzehn Jahren und die geringe Widerstandskraft des Neckarhals ihnen auch einiges Anrecht geben; denn in diesem bevölkersten Teil des Landes ist die Verteilung des Bodens in fast lauter Zwergbetriebe der Ausbreitung des sozialistischen Giftes sehr günstig, und Mißernten in den Weingegenden wie heuer, wo die Stadt Heilbronn nicht einmal ihre Stadtkeller in Betrieb setzt, thun das übrige.

Die Sozialdemokratie konnte in ihrem Geschäftsbericht auf bedeutende Fortschritte hinweisen: bei den letzten Reichstagswahlen hat sie 300 000 Stimmen gegen 1893 gewonnen; sie hat so viel Geld, daß auf die Wahlen 700 000 Mark verwandt werden konnten, und auch der Parteitag, der etwa für 250 Personen Tagegelder ungefähr auf zehn Tage und Reiseentschädigungen erfordert, kostet mindestens 25 000 Mark. Die Parteipresse hat 378 000 Abonnenten (46 000 mehr als 1897!); der Vorwärts mit 50 000 Abonnenten wirft jährlich 53 000, die Parteibuchhandlung 19 000 Mark ab, und die gesamten regelmäßigen Einnahmen der Partei belaufen sich im Jahre auf 315 000 Mark. Diese Zahlen erregten bei den meisten Hörern natürlich große Befriedigung; andre aber waren weniger entzückt, so der Abgeordnete Stadthagen, der hervorhob, daß der Zuwachs von 300 000 Stimmen in Prozenten der weitaus geringste sei, den die Partei bis jetzt zu buchen gehabt habe, und daß ein erneuter Aufschwung von Bedeutung auch nicht zu erwarten sei, so lange man die Endziele der Partei „in den Silberschrank stelle.“

Ja, diese Endziele! Sie kamen auf diesem Parteitage sehr böß weg. Bekanntlich hat Dr. Bernstein, der, aus Deutschland ausgewiesen, in London lebt, in einer Studie in der „Neuen Zeit“ erklärt, daß es eine Täuschung sei, anzunehmen, daß die Katastrophe der bürgerlichen Gesellschaft bevorstehe; daß laut der Statistik die Zahl der Kapitalisten nicht etwa abnehme, sondern vielmehr zunehme; daß also das Endziel — der Sturz der kapitalistischen Gesellschaft — in nebelhafter Ferne liege, und er deshalb auf das Endziel kein Gewicht legen könne: „das Endziel ist nichts, die Bewegung — d. h. die Fortentwicklung der Arbeiterklasse zu Wohlstand und Macht — ist alles!“ Gegen diese haarsträubende Kezerei, die das ganze verlockende Phantasielbild des Zukunftsstaats als des Paradieses auf Erden in nichts auflöst, und gegen andre gleichwertige Äußerungen, wie die des Abgeordneten Heine, der erklärt hatte, daß man einer liberalen Regierung gegen Erweiterung der Volksrechte wohl einmal Kanonen bewilligen (also den verrufenen Militarismus anerkennen und fördern!) könne, erhob sich die gesamte äußerste Linke, geführt von Dr. Schönlant,

der Russin Klara Zetkin, der polnischen Jüdin Dr. Rosa Luxemburg und dem aus Dresden ausgewiesenen, auch slawischen Redakteur Parvus und schütteten die volle Schale ihres Zornes über die Schwächlinge aus, die die revolutionären Überlieferungen der Partei in den Hintergrund treten lassen wollen und zu einer „Schacherpolitik“ gegenüber dem kapitalistischen Staat bereit seien, statt ihn überall auf Schritt und Tritt bis aufs Messer zu bekämpfen. In flammenden Worten erinnete Fräulein Dr. Rosa Luxemburg an die Pariser Arbeiter, die 1871 mit Feuer und Schwert diesen Kampf aufgenommen hätten: „würden sie anders gehandelt haben, wären sie schlafen gegangen, so wären sie uns nicht Heroen, sondern alte Weiber.“ Die angegriffenen „Genossen“ wehrten sich ihrer Haut, und dabei kamen allerdings merkwürdige Dinge zum Vorschein. Heine sagte, man dürfe den Massen nicht mehr versprechen, als man halten könne (bravo!), also ihnen keine paradiesischen Zustände vormalen, die sich sobald nicht verwirklichen würden; man müsse sich begnügen, die bestehenden Zustände zu bessern. Der Redakteur Pëus erklärte trocken, daß es seiner Meinung nach ein Unsinn sei, überhaupt von Endzielen zu reden, da es solche gar nicht gebe: jeder Zustand erzeuge vielmehr neue Wünsche und Ziele. Vollmar vollends äußerte, die Pariser Arbeiter hätten 1871 in der That klüger gethan, zu schlafen, als auf die Barrikaden zu steigen; sie hätten damit dem Proletariat mehr geschadet als genutzt, und wenn heute der deutschen Arbeiterschaft die Macht zufiele, so wäre das ein großes Unglück für sie; denn sie sei dafür noch gar nicht reif! Ein Redakteur Dr. David gab der Ansicht Ausdruck, daß man auf die einjährige Dienstzeit hinarbeiten (also das stehende Heer im Prinzip annehmen!) solle. Auch an ungalantem Spott gegen die „zwei Parzen“ Zetkin und Luxemburg fehlte es nicht.

In der That, wer den Verhandlungen als unparteiischer Zuhörer folgte, mußte sich oft wundern, wie einerseits ein so wilder Fanatismus, wie ihn namentlich Zetkin, Luxemburg, Parvus und Dr. Schönlanck vertraten, Raum haben kann neben so viel ruhiger, nüchternen, man möchte fast sagen resignierter Betrachtung der Dinge, wie sie Heine, Pëus, Vollmar und David vertreten. Der Eindruck, daß die auf praktische Arbeit gerichtete Strömung an Boden gewinnt, läßt sich nicht abweisen; er wird durch zwei Dinge noch verstärkt. Einmal ist in Stuttgart der vorjährige Hamburger Beschluß über die etwaige Teilnahme an den preussischen Landtagswahlen thatsächlich umgestoßen worden. Dieser Beschluß war ja dahin gegangen, daß eine Teilnahme zwar statthaft sei, aber unter Ausschluß jedes Zusammengehens mit den bürgerlichen Parteien. Das hieß nun freilich die Teilnahme selbst zwecklos machen, weil die Sozialdemokratie alleinstehend bei der Dreiklassenwahl nichts ausrichten kann. Die Genossen, die etwas Praktisches leisten wollten, hatten damals die Erlaubnis zur Teilnahme durchgesetzt; die aber, die jede Anlehnung der Arbeiterschaft an das Bürgertum als prinziplos verabscheuten, hatten den Zusatz erzwungen. Jetzt in Stuttgart wurde auf Vorschlag einer fünfzehnköpfigen Kommission ohne alle Debatte — während man einen kritischen Tag erster Ordnung erwartet hatte — der erste Teil des Beschlusses bekräftigt, der zweite aber fallen gelassen und durch sein volles Gegenteil ersetzt: es wurden nämlich genau die Bedingungen festgestellt, unter denen ein Zusammengehen mit den Parteien der bürgerlichen Opposition erlaubt sein sollte: nämlich wenn sich diese für die Einführung des gleichen Wahlrechts in Preußen und für die Abwehr aller Verkürzung der Volksrechte verpflichten. Es ist ganz offenbar, daß hiermit Liebknecht und die Unversöhnlichen einen totalen Rückzug haben antreten müssen. Dasselbe zeigte sich bei der Verhandlung über Freihandel und Schutz Zoll. Max Schippel erklärte, daß

mäßige Industriezölle im Interesse der Arbeiter selbst lägen, und daß es ganz falsch sei, die Begriffe reaktionär und schutzzöllnerisch als gleichbedeutend anzusehen. Wenn auch Kautsky ihm entgegentrat, so erkannte doch auch er an, daß man vorsichtig sein müsse; ja er bezeichnete es gelegentlich als ganz unbefreitbar, daß die deutsche Landwirtschaft in schwerer Notlage sei! Schließlich wurde auf Vollmars Vorschlag beschlossen, daß nun im allgemeinen die Zeit gekommen sei, wo die deutsche Industrie des Zollschutzes entbehren könne; wir werden damit dem Antrag Kautsky den schlimmsten Giftzahn ausziehen! rief Vollmar. „Im allgemeinen“ sind Schutzzölle überflüssig, war der Sinn des Zusatzes, „im besondern“ können sie sich aber noch recht nötig erweisen! Man streitet sich, ob der Stuttgarter Tag eine weitere „Mauserung“ der Sozialdemokratie zu einer sozialen Reformpartei bedeute oder nicht. Wir meinen, die Wahrheit sei nicht schwer zu erkennen. Ganz unleugbar ist eine solche Entwicklung nach der positiven Seite im Gang; aber man wehrt sich noch gegen die Konsequenzen, und ein Teil der Partei sieht sich durch das Gefühl, daß sich die Bewegung mit ihrem quantitativen Fortschreiten qualitativ immer mehr verändert und verändern muß, zu desto wütenderer Revolutionslust angestachelt. Ob schließlich die Girondisten siegen oder die Jakobiner, vermag heute niemand zu sagen.

Gegen den Schluß des Parteitags veranstalteten die Sozialdemokraten an sechzehn Orten des Königreichs Volksversammlungen, bei denen sich alle Größen ersten und zweiten Ranges hören ließen und der Kampf gegen die Beschneidung des Koalitionsrechts mittelst aller Tonregister verkündigt wurde, über die die Partei verfügt. Es galt damit den Eindruck einigermaßen zu verwischen, den die Enthüllung des Denkmals Kaiser Wilhelms I. in Stuttgart am 1. Oktober gemacht hatte. Zur Seite des alten Herzogschlosses erhebt sich jetzt das von Professor Rümmer ausgeführte Reiterstandbild des greisen Herrschers, das von Professor Thiersch auf einem mächtigen, von Löwen und Obelisken flankierten Fußgestell errichtet ist, und die Teilnahme vieler Tausende, an ihrer Spitze der König und die Königin, bewies, wie tief die Liebe und Dankbarkeit gegen den unvergeßlichen ersten Kaiser des neuen Reichs in Württemberg gewurzelt sind. Als die gesamte männliche Schuljugend der Hauptstadt in hellem Jubel, die Fahnen schwenkend, das eiserne Bildnis in fast endlosem Vorbeimarsch grüßte, da traten vielen Zuschauern die Thränen in die Augen, und die Hoffnung ist berechtigt, daß diese Jugend einst dieses weisevollen Tages gedenken und die Schöpfung des Mannes schirmen helfen wird, dessen Bild ihre Seelen füllt. Bald steht die Vermählung des einzigen Kindes des letzten evangelischen Königs bevor, der Prinzessin Pauline, die gegen Ende des Monats von dem Erbprinzen Friedrich von Wied heimgeführt werden wird, und die herzliche Teilnahme des ganzen Landes an diesem Familienfest, die sich schon in der Darbringung zahlloser Hochzeitsgaben aus allen Kreisen kund that, wird aufs neue Zeugnis dafür ablegen, daß das Lied: Preisend mit viel schönen Reden heute noch die Stimmung des Volkes gegenüber seinem Herrscherhause ausdrückt. Wenn die Festklänge verraucht sein werden, dann soll der Landtag zusammentreten, der über die wichtigsten innern Fragen, Ortsvorsteherwahl auf zehn Jahre, Steuerreform und Demokratisierung der zweiten, Modernisierung der ersten Kammer, die Entscheidung bringen wird.

Kolonialwirtschaftliche Bedenken. Für die allzu langsamen Fortschritte in der Erschließung unsrer Schutzgebiete pflegt man den bösen Militarismus und den Assessorenismus verantwortlich zu machen. Man vergißt aber dabei, neben ein-

zeln Vergehen und Ungeschicklichkeiten der Beamten, die in Europa den bunten Rock getragen oder sich mit dem für Afrika freilich unnützen römischen Recht geplagt haben, die tüchtigen Leistungen der andern Kolonialbeamten. Jeder Kolonialkenner weiß, daß die Handlungen des Trios Leift-Peters-Wehlan, mit denen Richter und Bebel unermüdet hausieren gehen, ein Kinderspiel gegen die wirklichen Verbrechen der Machthaber in englischen und französischen Kolonien sind. Der wirkliche Sündenbock der Kameruner war übrigens der damalige Gouverneur, ein bayrischer Landgerichtsrat, der sich hoffentlich jetzt in Brasilien geschickter erweist. Aber diese bürokratischen Mißgriffe können die wirtschaftliche Entwicklung nicht aufhalten, zumal da die Regierung jedenfalls den besten Willen und Eifer zeigt. Freilich ist ja nicht jeder Leutnant, der Schulden hat oder um des winkenden Kronenordens mit Schwertern willen in die Kolonien geht, ein tüchtiger Beamter, der zugleich kaufmännisch denken und handeln soll. Aber hier liegt nicht der Grund des Übels. Der allzugroße Beamtenapparat würde bei rascher Erschließung weniger auffallen, wenn auch gegenwärtig der Rahmen viel zu weitläufig ist. Alle Ausstellungen, die man machen kann, erscheinen kleinlich gegenüber dem wirtschaftlichen Stillstand und zum Teil dem Rückgang der Ertragnisse, der besonders in Kamerun zu Tage tritt. Die Ausfuhr sämtlicher afrikanischer Schutzgebiete hat sich vermindert, und die Einfuhr besteht hauptsächlich aus Bedürfnissen der Verwaltung, ist also gewissermaßen unproduktiv.

Nach Bismarcks Wort hat das Reich die Kolonialbrocken, die er nur mit besondrer Mühe und genialem Geschick den neidischen englischen und französischen Grenznachbarn entrissen hat, für den Kaufmann und, wie man jetzt in seinem Sinne hinzufügen darf, für den Pflanzler erworben. Im Hauptort des ostafrikanischen Schutzgebietes kommen indessen auf das Duzend Händler mehrere Hundert Beamte und Soldaten, ein Mißverhältnis, das auch der übrigens hieran unschuldigen Regierung Bedenken einflößen dürfte. Thatsächlich leidet der Verwaltungs- und Sicherheitsapparat des Reichs an Beschäftigungslosigkeit, sodaß das Gouvernement selbst schon einzelne Stellen eingezogen hat. Die wirtschaftliche Erschließung hat nicht Schritt gehalten mit den zu groß angelegten Verwaltungseinrichtungen, zumal da erst jetzt und auch nur in Ostafrika die Regierung zur Besteuerung der Eingebornen durch die Hüttenabgabe geschritten ist, obwohl die Engländer sofort mit der huttax die Neger beglückt und daraus den Unterhalt der Polizeitruppen bestritten haben. In der Kolonialabteilung war der Gedanke schon zu Bismarcks Zeit angeregt, ist jetzt aber erst stückweise verwirklicht worden. Zweifellos ist es nicht leicht, vom grünen Tisch aus die Verwaltung dem praktischen Bedürfnis anzupassen. Aber jedenfalls muß es als Fehler gelten, wenn die Urteile praktischer, unbefangener Kenner der Verhältnisse weder in Berlin noch an Ort und Stelle Gehör finden. Es sollen hier inhaltlich die Äußerungen eines Expeditionsführers und eines Missionstrappisten mitgeteilt werden, die sich über das Wohlwollen der Regierung in keiner Weise beklagen und auch den guten Absichten der Beamten volle Anerkennung zollen. Zunächst fahren die unterstützten Reichspostdampfer Personen und Frachten teurer als die fremden Linien. Die Woermannlinie gewährt bloß der evangelischen Mission Ermäßigung. Die Güte der Beförderung wird durch die höhern Preise nicht ausgeglichen, da die Billigkeit ein zu wesentliches Mittel zur Erleichterung des Verkehrs ist. Ein Druck von Reichs wegen dürfte nicht ohne heilsame Folgen sein.

Als England im Juli 1890 das nördliche Ostafrika dank der deutschen Schwäche unter seine Hoheit stellte, begann die britische ostafrikanische Gesellschaft

sofort mit dem Bahnbau. Als ihr die Mittel ausgingen, sprang die Regierung ein und setzte die Arbeit fort, sodaß wohl bald Uganda im Herzen Afrikas erreicht werden wird. Wir besaßen schon Jahre vorher Ostafrika, doch als endlich das Beispiel befolgt wurde, blieb selbst die in Aussicht genommene Küstenbahn unvollendet, und erst jetzt übernimmt das Reich notgedrungen die Ausführung. Abgesehen von den Arbeitern wurden die wider ihren Willen müßigen Beamten weiter bezahlt. Auch die Agenten der verschiedenen Gesellschaften, deren Betriebe stillstehn, müssen während der häufig recht langen Pausen ohne Rücksicht auf ihre Thätigkeit besoldet werden. Der Kapitalmangel ist nicht allein der Grund dieser allzu langamen Entwicklung. Freilich nicht der reiche deutsche Handelsstand, sondern hauptsächlich ländliche Magnaten haben beträchtliche Mittel besonders in Ostafrika angelegt. Die Nutzung beruht auf den Pflanzungen, da der Handel noch in arabischer und hauptsächlich indischer Hand ist. Hier liegt auch eine Schwäche der Verwaltung. Der indische Händler ist als Engländer steuerfrei, ohne daß weder seine Geschäftsführung noch seine Lebenshaltung irgendwie europäisch ist. Hieraus folgt, daß England gar nicht beanspruchen kann, daß wir seine Kolonialangehörigen als englische Unterthanen ansehen sollen. Bei dieser Sachlage müßten wir die Chinesen und Neger britischer Kolonien ebenfalls als gleichberechtigte Europäer betrachten, was England selbst gar nicht verlangt. Hier dürfte entschieden Wandel zu schaffen sein. Dann werden auch deutsche Handelshäuser in Blüte kommen. Das Kapital, und zwar hauptsächlich nur aus deutschen Grundbesitzerkreisen, hat bisher aber fast ausschließlich Ostafrika berücksichtigt. Neuguinea ist freilich Monopolland der dortigen Gesellschaft, die die reichsten Bankherren zu ihren Anteilhabern zählt; aber auch hier wirkt diese Ausschließlichkeit hemmend, da natürlich die bevorzugte Gesellschaft nicht allzu schnell ins Zeug gehen will, weil sie bisher mit erheblichem Fehlbetrag gearbeitet hat. In Kamerun und Togo wird der stetige Rückgang des Handels durch die gewiß solidern Pflanzungsunternehmen noch nicht ausgeglichen. Es fehlt ein Vorgehen im großen Stil, wie das in den englischen Kolonien geschieht.

In Südwestafrika liegt alle Initiative auf den Schultern der gewiß strebsamen Landesverwaltung, die jetzt auch von Berlin mehr als bisher unterstützt wird; aber desto kläglicher nimmt sich der Unternehmungsgeist der dortigen Erwerbsgesellschaften aus, denen freilich nicht nur das Geld, sondern auch jedes Geschick zur allein möglichen europäischen Siedlung fehlt. Die Thätigkeit dieser Gesellschaften ist auf die Rettung der kleinen aufgewandten Mittel allein bedacht und gefährdet jeden Wettbewerb aus Furcht vor einer etwaigen Schmälerung des Verdienstes. Die Regierung betreibt die Kolonisation aus Mangel an Bewilligungen des Reichstages in zu kleinem Maßstabe, obschon die Verhältnisse sie zu immer größern Ausgaben drängen. Es ist aber eine alte Erfahrung, daß der Erfolg viel größer ist, wenn der Gesamtaufwand nicht tropfenweise erfolgte, sondern nach einem einheitlichen Plan das ganze verfügbare Landgebiet an deutsche verheiratete Siedler mit entsprechenden Betriebsvorschriften aufgeteilt würde. Was nützt zum Beispiel die Entsendung einzelner deutscher Mädchen zur Heirat mit den Leuten der Schutztruppe, wenn sich inzwischen aus Mangel an Gelegenheit der kräftige deutsche Reiter mit eingebornen Frauen verbunden und eine schlechte Mischlingsart in die Welt gesetzt hat? Die Rücksicht auf die entarteten Hottentottenstämme, die dem Untergange geweiht sind, wie die Indianer Amerikas, dürfte bei der Landzuweisung übertrieben sein. Thatsächlich betreiben die Eingebornen die Viehzucht weniger um der Nutzung an Milch, Fleisch und Häuten willen, als vielmehr wegen des Tierbesitzes selbst. Ihr bisheriges Weideland übersteigt daher bedeutend das wirkliche

Bedürfnis. Es gilt jetzt Raum für den deutschen Bauern in Südwestafrika zu schaffen, wo er dem Reiche nicht verloren geht. Wollen wir aber mit der Kapkolonie und den Boerenstaaten Schritt halten, so müssen wir ganz anders als seither vorgehn, wo wir nicht einmal die Leute der Schutztruppe im Lande zu halten vermochten. Nur der wirtschaftliche Vorteil kann einen Ansiedler reizen, und zu diesem Zwecke müssen das Reich und die Gesellschaften Opfer bringen, die erst in jüngster Zeit einiges zur Förderung ihres eignen Besitzes gethan haben, aber wohl lieber eine ganz gewöhnliche Landspekulation ohne eigne Mühe versucht hätten.

K. v. Str.

Wiederbelebungsversuche an der Philosophie. Der Jammer der Philosophen über den Verfall der Philosophie gebiert immer neue Philosophien und überschüttet uns unaufhörlich mit neuen philosophischen Büchern und Schriften. Die armen Verfasser! Wer soll alle diese Sachen lesen! Und es ist doch viel Gutes und Schönes darin. Der viel beklagte Verfall liegt weit mehr im kritischen Geiste der Zeit als in der Philosophie selbst. Dieselben Geister, denen unsere heutige Philosophie nicht genügt, lassen auch Kant, Cartesius, den h. Thomas und Plato nicht gelten und würden, wenn sie mit ihrem heutigen Bewußtsein in der Zeit eines der genannten Philosophen gelebt hätten, ganz ebenso über den Verfall der Philosophie geklagt haben. Es war die Naivität früherer Geschlechter, die sich in ehrfurchtsvoller Bewunderung mit der Lehre des gerade regierenden Meisters zufrieden gab. Ein sehr gutes Buch ist: Der Kampf zweier Weltanschauungen von Dr. Gideon Spicker, Professor der Philosophie an der Akademie zu Münster (Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag, 1898). Es enthält eine kritische Beleuchtung der hauptsächlichsten philosophischen Systeme und Standpunkte, einschließlich des christlichen und des Standpunkts der Reformatoren, und läuft auf die Hoffnung hinaus, daß ein philosophisch geläutertes Christentum das unhaltbare dogmatische, das noch heute herrscht, ablösen werde. Gegenüber dem antiken Ideal, schreibt der Verfasser auf Seite 82, „ist das christliche unstreitig als ein höheres und vollkommeneres zu betrachten. Dessen ungeachtet können wir nicht dabei stehen bleiben; der Dualismus von Gott und Welt ist nur teilweise durch den Kreationsbegriff überwunden, und die »Schöpfung aus nichts« bloß ein Glaubensartikel, aber keine Erklärung; eine stellvertretende Genugthuung widerspricht unsern höhern sittlichen und rechtlichen Begriffen; das physisch und moralisch Böse ist weder aus der Annahme eines ursprünglichen »Abfalls« zu begreifen, noch verträgt es sich mit der Vorstellung eines allwissenden und allmächtigen Gottes. Nimmt man bei all diesen Unbegreiflichkeiten seine Zuflucht zu den »unerforschlichen Ratschlüssen,« so setzt dies einen Mangel an Offenbarung oder an unsrer Erkenntnisfähigkeit voraus. In beiden Fällen wird zugestanden, daß wir es nur mit einem Ideal zu thun haben, und das christliche nicht mehr ausreicht, das Welträtsel zu lösen. Wahrscheinlich liegt hierin auch der tiefere Grund, weshalb die Theodiceen seit langer Zeit ganz aus der Mode gekommen sind. Entweder bezweifelt man, das Böse aus dem bisherigen Gottesbegriff erklären zu können, oder man hat überhaupt kein Ideal mehr, um es damit in Beziehung zu bringen.“ Atheismus und Pantheismus lehnt er entschieden ab, den Materialismus natürlich erst recht, aber nicht aus Feindschaft gegen die Materie; die Thatfache, meint er, daß die christliche Dogmatik durch die Lehre von der Auferstehung der Toten und von der Incarnation die Materie in Himmel und Hölle, ja in den Schoß der Gottheit hineinbringt, sollte zu einer ganz andern Würdigung der Materie veranlassen, als zu der bis jetzt in der idea-

listischen Philosophie herrschenden. — Sehr viel schlechter ist, gerade in Beziehung auf den zuletzt erwähnten Punkt, Dr. F. Kūlf auf das Christentum zu sprechen. Im vierten Bande seiner *Metaphysik* (Leipzig, Hermann Haacke, 1898) beschuldigt er es, daß es mit seiner Weltflucht, seiner Mißachtung des Fleischlichen und Stofflichen, seiner Verfolgungssucht und der von ihm geübten Einschränkung des Denkens den Weg zum Verständnis der Materie, dadurch aber zur echten Philosophie verbaut habe; denn diese habe vor allem die Einheit von Geist und Materie, Leib und Seele anzuerkennen. Man kann seine *Metaphysik* — er nennt sie auch: Wissenschaft des Einheitsgedankens — als einen Kommentar zu Goethes: „Natur hat weder Kern noch Schale“ bezeichnen. Die Atome sind die punktiellen Verwirklichungen der Urkraft, die Urindividuen, und das Zusammenwirken mehrerer Atome erzeugt das Phänomen der Körperlichkeit. Da nun die Atome von Ewigkeit sind und die in ihnen individualisierte Allkraft von Ewigkeit wirkt, so muß die Welt für ewig gehalten werden. Der Verfasser bedarf daher auch nicht der darwinischen Hypothese zur Erklärung der Arten; die Erde ist von Uranfang „trächtig“ gewesen mit unzähligen verschiedenen Keimen. Das ist, wenn man den christlichen Schöpfungsbegriff ablehnt, eine ganz annehmbare Ansicht. Nur gefällt es uns nicht, daß der Verfasser wiederholt im christlichen Stile pathetisch vom persönlichen Gott redet, während ihm Gott doch nur die im Menschen zu sich selbst gekommene Allkraft ist, wie aus dem ganzen System mit Notwendigkeit folgt und auf Seite 379 ausdrücklich gesagt wird. — Dr. Alfred Bilharz bezeichnet seine *Metaphysik*\*) als die Lehre vom Vorbewußten. Er ist den beiden vorhergenannten Philosophen in der entschiednen Verwerfung des (die Worte für Dinge nehmenden) Rationalismus und im Bekenntnis zum Realismus verwandt. Seinen Standpunkt, von dem aus er das Wesen und die Wirklichkeit der Dinge zu erfassen glaubt, nennt er im Unterschiede von dem geozentrischen Standpunkte des „Banernrealismus“ und dem logozentrischen der Rationalisten den heliozentrischen. Ob die vom Verfasser beliebte mathematische Erläuterung seiner Lehre für die Mehrzahl seiner Leser eine Erläuterung oder eine Verdunklung bedeuten wird, mag die Erfahrung lehren. Wenn gesagt wird, daß die Zeit auf dem Raume senkrecht stehe, so werden die meisten noch verstehen, was damit gemeint ist; dagegen dürfte es nicht viele geben, die sich noch etwas dabei denken können, wenn der Verfasser schreibt: „wir drehen unser Denken um einen rechten Winkel,“ wenn er die Umwandlung der Empfindung in Vorstellung durch die Kreisfunktionen Sinus, Cosinus und Tangens „klar“ macht, und wenn er sowohl die Empfindungsgröße „blau“ als die Wahrheit durch ein Quadrat ausdrückt. Eher läßt es sich schon hören, wenn er als Reformator der Geometrie vorschlägt, es solle nicht mehr vom Dreieck, sondern vom rechten Winkel und vom Quadrat ausgegangen werden, und ganz einverstanden sind wir mit ihm, wenn er Seite 238 sagt: „alle Fernrohre und Hilfsmittel der Welt, z. B. auf Rigikulm, können den unbewaffneten Ausblick vom Gipfel der Jungfrau nicht wett machen [wett machen ist hier kein besonders geschickter Ausdruck], und die gehäufteften Vorstellungen von den Wundern der Alpenwelt verblaffen vor dem direkten Einblick ins Hochgebirg.“ Nur wird es gar manchem Studenten beim Lesen dieser *Metaphysik* so vorkommen, als schaute er keineswegs mit unbewaffnetem Auge in die Wunder der geistigen Alpenwelt, sondern als würde ihm ein sehr komplizirtes Fernrohr vors Auge gehalten, durch

\*) Ihr vorliegender zweiter Teil (Wiesbaden, F. F. Bergmann, 1897) behandelt die Beziehungen der *Metaphysik* zu den mathematisch-physikalischen Wissenschaften.

das er zunächst gar nichts sähe. — Dr. Josef Müller, dessen sich die Leser vielleicht noch als eines begeisterten Verehrers und Interpreten Jean Pauls erinnern, hat in seinem System der Philosophie (Mainz, Franz Kirchheim, 1898) die schwierige Aufgabe, fast alle Zweige der Philosophie (Erkenntnistheorie, Logik und Metaphysik, Psychologie, Moral- und Religionsphilosophie; nur die Ästhetik fehlt) in einem Bande von nur 372 Seiten groß Oktav abzuhandeln, mit vielem Geschick gelöst. Die hauptsächlichsten ältern und neueren Ansichten werden berücksichtigt, und der katholische Glaube des Verfassers drängt sich nicht vor. Hier und da dringt er nicht tief genug ein; so glaubt er den widerspruchsvollen Begriff des unendlichen Raums beseitigt zu haben, was aber nicht der Fall ist; seine, mit Bilharz zu reden, logozentrische Auffassung täuscht ihn über die Schwierigkeit hinweg. Schiller kann ihm nichts nützen, denn er zitiert ihn falsch: im Raum wohnt das Unendliche nicht; der Vers lautet bekanntlich: Aber, Freunde, im Raum wohnt das Erhabene nicht. Dagegen möchten wir den auf Seite 213 ausgesprochenen Gedanken der Beachtung empfehlen, daß es verkehrt sei, den Zeitbegriff mit dem Raumbegriff zusammen zu behandeln; „der Raum ist Empfindung [vielmehr: wird empfunden], die Zeit aber wird nicht sinnlich wahrgenommen, die Zeitvorstellung gehört zu den Verstandesbegriffen.“ Bilharz und Müller machen sich eines Unrechts schuldig; das Buch von jenem ist eigentlich nur Erkenntnistheorie, und er erwähnt E. von Hartmann gar nicht, obgleich dessen erkenntnistheoretische Untersuchungen nicht bloß das wertvollste von seiner Philosophie, sondern an sich höchst wertvoll sind; Müller erwähnt ihn in dem Kapitel: Erkenntnistheorie ebenfalls nicht. Als Zeichen der Zeit wollen wir noch hervorheben, daß alle vier — ganz zufällig auf unserm Büchertisch neben einander geratene — Philosophen Gegner von Kant sind; Müll kann gar nicht begreifen, wie sich heute noch gelehrte Männer mit dem „Scholastiker“ Kant befreunden können. Die Lösung: Zurück zu Kant! scheint also schon wieder aufgegeben worden zu sein.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Leipzig